

# Die Zeitungs Welt

Mr. 18

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Lebensdrang.

Roman von Paul Jlg.

1.

Die letzten Februartage ließen viel Trost mit aufgehen in den Herzen der Armen und Kranken, die ihre Feste nicht nach dem Kalender zu feiern vermögen. Das „hohe Protektorat“ dieser Volksfeier hatte die Sonne übernommen. In aller Frühe zerstreute sie die drückenden Nebel und sandte schon um die neunte Stunde so viel heiteren Glanz und gemüthliche Wärme durch die Fenster, daß sich diese wie auf ein Geheiß allerorten öffneten. Mit der natürlichen Wärme zog ein verheißungsvoller Hauch von Gesundheit durch die muffigen Stuben und Kammern. Statt der wehenden Wimpel und grünen Kränze hingen Kissen und Decken von den Balkonen, die Luft am Lied erwachte am häuslichen Herd, die hellen Gassen warfen sich den vielstimmigen Jubel spielender Kinder zu.

Es war ein gesegnetes Aufatmen, ein frischer Lebensstrom nahm seinen Lauf durch die ermatteten Adern.

So geschah es auch Martin Link, einem dreißigjährigen stellenlosen Stanzlisten, der diese Tage häufig die öffentlichen Lesesäle der jungen Großstadt betrat, um die Zeitungen nach passenden Vakanz zu durchsuchen. Einmal fiel dann sein Blick auf jene blühende Annonce im Tagblatt, die für sein Leben verhängnisvoll werden sollte.

Sie lautete: „Suche energischen jungen Mann als Sekretär. Nur schriftliche Anerbieten. Ulrich Maag, Liegenschaftsagentur zur Goldenen Sichel.“

Diese Ankündigung steigerte auf einige Zeit das Hoffnungsleben des jungen Menschen fast bis zur völligen Geistesverwirrung. Jene welche Entschließungen, die da aufgingen, wurden im wellenartigen Trieb gleich wieder von anderen überholt, der innere Sturm mühte seinen Atem, die Hände fuhren zwecklos dahin, dorthin, aber der Blick kehrte in kurzen Abständen immer wieder auf die Stelle der fettgedruckten Annonce zurück.

Sowie dann das sich klärende Bewußtsein kundgab, daß die Notiz wahrscheinlich schon von Hunderten bemerkt worden sei, ergriff Martin eine lähmende Angst, ein quälendes Verzagen. Lauernde Gesichter schwebten ihm vor, verkümmerte Gesellen vom Stand der Arbeitslosen und andere, Unzufriedene, Streber, die keine Chance unversucht passieren lassen.

„Es wird wieder ein riesiger Wettbewerb, die Aussichten sind gleich Null. Ein verblüffen-

der Zufall wär's, wenn die Wahl auf mich fielen,“ mußte sich Martin bekennen.

Allein durch diese skeptischen Gedanken blitzten bald neue Hoffnungen, anfeuernd, alles bestiegend. Es rauschte in ihm wie von Flügeln, und die Lebensgeister waren zu feinerem Aufhorchen wachgerufen. Dazu trieben die Märchen des Aberglaubens ihren Spuk in seiner Seele. Schicksalswinde, absonderliche Phantasiegebilde vom Weg zum Glück erhielten plötzlich tiefe, glühende Bedeutung.

Inzwischen war ein langer, kränzlich aussehender Mensch angekommen, — eine verkrochene Jammergestalt in einem dürrigen Mäntelchen, dessen Schöße mitleiderregend um die dünnen Beine wirbelten. Er trug eine breitgeränderte Brille, schielte und machte den Eindruck eines notleidenden Familienvaters. Er hatte den ihm bekannten Martin kaum begrüßt, als sein forschender Blick auch schon auf die verlockende Stellenanschiebung fiel. Der Mann zuckte zusammen, als sei er auf seinen Steckbrief gestoßen. Darauf entspann sich zwischen den heimlichen Rivalen ein Gespräch voll grausiger List und Lügen.

„Hier ist — scheint mir — etwas für Sie, Herr Link,“ sagte der Angekommene, indem er den Zeigefinger gleich einem Bleistift auf die bekannte Stelle setzte. Dabei besauerte er den Jüngling von der Seite her scharf.

Martin, wohl wissend, daß der andere viel zu arm, zu hungrig war für solch großmüthige Selbstverleugnung, erwiderte mit spöttischer Veringschätzung: „Nein, danke, ich bin bereits versehen.“

„Was Sie sagen! So? Als was denn?“ fragte der Familienvater und machte große, gläubige Augen, obwohl er durchaus nicht geneigt war, auch nur ein Wörtchen für wahr zu nehmen.

„Als Bankassistent!“ log Martin großspurig weiter. Auf Befragen gab er noch weitere Aufschlüsse aus dem Stegreif. Aber den Namen des Hauses — erstklassige Firma! — mußte er „einstweilen“ noch geheimhalten.

Der andere lächelte, beglückwünschte Martin impulsiv und dachte derweilen nach, wie er dem tüchtigen Kerl bei der Bewerbung um die freie Sekretärstelle zuvorkommen könne.

Bald danach verfügte sich Martin Link auf die Straße, weil die Wände sein Empfinden und Denken beengten und äußere Bewegung ihm not tat, um das heftige Kreischen des Blutes, den

heißen Insturm von Gefühlen und Gedanken zu ertragen.

Müchtig begann sich in ihm der Widerstand zu regen gegen das bittere Gefühl seiner Verurtheilung. Die Verwandlung seines Herzens war so groß, daß er nunmehr mit Hohn und Ingrimm auf all die Menschen blickte, die, nach ihrem Aussehen zu urtheilen, einer einfachen Lebenslage angehörten. Ausgebrannt, zerstört war das Vertrauen in ein mähliches Fortschreiten auf dem begonnenen Wege. Die Bescheidenheit hatte gleich einem ruinierten Bankier die Zahlungen eingestellt. Martin sagte sich: „Diese Münze hat nur geringen Wert für solche, die hoch hinaus wollen; sie, die mir stets als die beste gepriesen wurde, ist allein schuld an meiner bettelhaften Armut; ich will nun Energie und Vermegenheit an ihre Stelle setzen.“

Die Prediger der Enthaltbarkeit, des Glücks im Winkel kamen ihm lächerlich vor, blind und trügerisch die Weisheit, die lehrte, die Entfaltung des Reichthums gering zu achten. Ihre Verkünder mußten entweder Schiffbrüchige sein, die aus der Not eine Tugend schufen, oder Ignoranten, denen die gesunden Sinne fehlten, oder geistlose Schwächlinge, die der stete, nie gefährdete Ueberfluß krank und verdrießlich gemacht hatte. Als er vom Fenster her in das Villenviertel eintrat, wo die Häuser schon durch die sichtbare Raumverschwendung und die vor Winterfrost geschützten Vorgärten die weltliche Richtung der Bewohner zu verkünden schienen, trieb ihm die Begehrlichkeit Tränen in die Augen. Nach seiner glücklichen Phantasie bevölkerte er dann die kleinen und großen, meist im Landhausstil gehaltenen Villen, und seltsamerweise waren sie nun alle von schönen Frauen bewohnt, die ihre Tage mit Trümmereien, in Sehnsucht nach gleichgestimmten Seelen verbrachten und zuweilen hinter seidene Gardinen hervor auf die Straße blickten nach einer abenteuerlichen Erscheinung, denn ihre Männer — das glaubte Martin zu wissen — waren mit seltenen Ausnahmen trockene, wässrige Geschäftsleute ohne Sinn für Ritterlichkeit und Galanterie.

Seine Blicke hefteten sich durchdringend an die verhängten Fenster, wie wenn von einer Bewegung der Gardine seine ganze Zukunft abhinge. Und als einmal zufällig so ein Vorhang beiseite geschoben wurde, stand sein Herz still vor Erwartung; er dachte nichts anderes, als daß im nächsten Moment eine weiße, winkende Hand erscheinen würde.

Sin und wieder war der Fensteranschnitt eines Salons zu sehen, ein Rahmenbild in unbedeutlichen Unrissen, ein Kuffak mit Nippes und Bronzen, ein blumenreicher Wintergarten oder ein Livreedienst, was jedesmal bewirkte, daß der Jüngling wie vor einem Wunder stammend halt machte.

Vor den ersten Gebäuden der unteren Bahnhofstraße, die großen Unternehmungen dienten, begegnete Martin einem hochgewachsenen Mann, dessen Wesen unbeugsame Entschlossenheit und rasches Handeln verriet. Er erkannte den berühmten Baumeister Walter, von dem überall die Rede war als dem verwegenen, genialsten Unternehmer des ganzen Landes. Im Sturm laufen gegen diese Festung waren schon viele rühmlos zusammengebrochen; die ältesten Handelsleute der Stadt, die dem kühnen Neuling zuerst ein böses Ende prophezeit hatten, mußten endlich bekennen, daß sie von ihm hoffnungslos überflügelt wurden.

Martin Link in seinem hellen, unzeitgemäßen Sommerpaletot sah dem Gewalthaber, nach dem hin von allen Seiten die Hüte der Passanten geschwenkt wurden, voll Bewunderung nach, und als ihm einfiel, was alle Welt wußte, daß der große Baumeister als armer Tagelöhner begonnen hatte, erblickte er in dieser Begegnung den deutlichen Wink des Schicksals. Schweiß und Brand aus dem Gesicht wischend, den Stoch heftig umklammernd, sagte er laut vor sich hin: „Auch ich bin im Zeichen Merkurs geboren!“

Dann machte er sich auf den Weg zu dem Spekulanten Ulrich Maag.

In der unwirklichsten Welt der städtischen Wirtschaften hatte sich die „Goldene Sichel“ — abseits der großen Verkehrswege — den Ruf einer gemütlichen Weinschenke erhalten. Ihr reges Aussehen unterhielten zumweil junge Studierende und reiche Käufleute, die der „schwarzen Marie“ zuliebe erschienen oder die reizere, aber nicht minder sinnbetörende Wirtin im Auge hatten. Beide verstanden es vortrefflich, die wilde Motte ihrer Verehrer im Baum zu halten, und wenn dennoch die Kellnerin einmal — in vorgerückter Abendstunde — dem Drang eines heimlich Bevorzugten gehorchen wollte, so war es wiederum die scharfsichtige Wirtin, die dem Zauber ein Ende machte. Von den Vorgängerinnen der „schwarzen Marie“ hatten mehrere den schlichten Abschied erhalten, weil sie das Zünglein ihrer Liebe zuletzt ganz ins Herz eines einzigen sinken ließen, was sich nicht vertrug mit dem guten Gang des Geschäfts.

Kurz, es herrschte da beim besten Traubensaft eine Geselligkeit in den frohmütigsten Afforden, die lachenden Gesichter behaupteten das Feld, die Jünglingsherzen schlugen gleichsam im Walzertakt und sangen in Begleitung der Gitarre die Lieder von der alten Burschenherrlichkeit.

Diesem lustigen Birkel stand freilich ein mächtiger Feind und Störenfried gegenüber in der Person des Spekulanten Maag mit seinem Anhang von Agenten, Käufern und Verkäufern, die in der „Goldenen Sichel“ Geschäfte pflegten. Die Einrichtung des Restaurants war im altdeutschen Stil gehalten. Rechts vom Eingang, vor Zugluft geschützt, stand das schwere Büfett aus Eichenholz, dahinter die Sichelwirtin eine umblumte Ecke einnahm.

Zwischen den Halsen der farbigen Likörfaschen hindurch konnte sie den ganzen Raum überblicken, während sie selbst der allzu begehrlichen Zudringlichkeit mancher Augen nicht ausgesetzt war. Von Zeit zu Zeit jedoch — gleichsam unter dem Vorwand fürsorglicher Wirklichkeit — erhob sie sich geräuschvoll und begrüßte die Kunde der Gäste mit ihrem listigen und doch so sympathischen Lächeln.

Frau Klara Maag war eine Schweizerin unverfälschter Art von mannhaft hohem Wuchse, dunklen Augen und Haaren. Die Wirtschafts-

Luft, das einformige Leben hinterm Büfett hatte ihr Antlitz gebleicht, gleichwohl konnte man nur Gesundheit und Kraft daraus lesen. Ihre vierzig Jahre trug sie mit gutem „Altersgewissen“, denn ihre Erscheinung leugnete diese Summe des Lebens. Nur in ihrem Gang und in der nachdenklichen Bewegung, wenn sie ihre Haare aus den Schläfen strich, lag etwas von jener Müdigkeit und Resignation verlorener Leute, deren Hoffnungen im frühen Alter schon gescheitert sind. Es wäre schwer gewesen zu sagen, ob ihr die Toilettenkünste wirkliche Freude machten, oder ob das, was sie mählich und heimlich einer Reihe von gefallsüchtigen Kellnerinnen abgelauscht hatte, nur einem kühlen Geschäftsgeist entsprang, nur als Mittel der Anziehung gedacht war. Die Gäste vergötterten Klara im vollen Sinn des Wortes. In ihrem vierzigsten Geburtstag hatten sie einen kostbaren Silberpokal anfertigen lassen mit der kunstvoll hineingravierten Gestalt einer Wirtin in altdeutscher Tracht, die einem fahrenden Schüler den Becher kredenzte. Wenn sie sich überreden ließ — was, um den Reiz der Szene jung zu erhalten, selten geschah —, auf ihrer Gitarre im Kreis der Anwesenden ein Lied vorzutragen, „Am Brunnen vor dem Tore“ oder „O Blüemli mi“, so war die Begeisterung jedesmal wie ein Tumult. Der beste Wein wanderte auf den Tisch, kühne Blicke, verwegene Worte fielen, und die schöne Frau hatte dann alle List aufzubieten, um unangefochten in ihr Versteck hinterm Büfett zu gelangen. Als Martin Link die Wirtschaft betrat, fiel sein Blick zuerst auf die dem Eingang gegenüberliegende Tür, der ein Schild anhaftete: Bureau. In dessen Nähe setzte er sich an einen plumpen runden Tisch, der mit dem übrigen Mobiliar lächerlich kontrastierte und — wie sich später ergab — eigens für die Sippchaft des Spekulanten reserviert wurde.

Befangen, errötend sah Martin zu der sauberen Kellnerin auf.

„Was beliebt?“ fragte diese unfreundlich, etwas geringschätzend, wie ihn dachte. Der verblaßte Ueberrock mochte ihr Mißtrauen erregen, denn sie war ja wohl kraft ihres Berufes gehalten, die Gäste nach ihrem Äußeren einzuschätzen. Martin wollte sich nach dem Hausherrn erkundigen, brachte jedoch nur den Namen eines Getränks hervor.

Die Weißgeschürzte nickte leicht, trällerte im Abgehen und überrückte sich keineswegs mit der Bestellung.

Martin war völlig niedergeschmettert. Die Bedenken wegen seines Vorhabens mehrten sich wieder und machten ihn demütig.

Mein Gott, da sah er nun, so wie ein Kind beim Photographen sitzt, in atemloser Spannung außergewöhnliche Dinge erwartend, er, der Bettler, jung, lebensklüftern und zu allem bereit, wenn es nur schöne, sättigende Erlebnisse eintrug! Die bejahenden, überströmenden Gefühle und Ideen in Verbindung mit der Unruhe wegen des Zusammentreffens mit dem Spekulanten erregten Fieber und Frostschauer in seiner Brust. Geräumige Zeit blieb er der alleinige Gast. Es war noch früh am Tage. Da auch die Kellnerin sich in einen Vorraum zurückgezogen zu haben schien, erhob er sich, um die lähmenden Gewalten zu meistern. Er machte einige Schritte gegen das Büfett, reckte die Arme, stöhnte und empfand dann bei einer ahnungslosen Kopfwendung einen Schrecken, wie ihn sonst nur ein unerwarteter Knall oder eine jähe Gefahr bewirkt. Frau Klara hatte sich von ihrem verborgenen Sitz erhoben und blickte jetzt — erst flüchtig, dann einige Sekunden strenge fragend — auf die erleichterte Schreckensgestalt. Martin hielt sich starr aufrecht. Dabei sah er aus, als sei er von einem geplanten Verbrechen gehindert worden.

„Suchen Sie etwas?“ fragte sie barsch, unangenehm überrascht.

Da floß die warme Lebenswelle wieder in sein Antlitz; er konnte, obgleich in großer Verlegenheit, die Gegenfrage stellen: „Ist vielleicht Herr Maag zu sprechen?“

„Es ist möglich, daß er bald kommt. Jetzt ist er nicht da!“ war die kühle Antwort, und im Ton lag etwa: es wird wohl wegen einer Wettelei sein.

Wenn es ihm auch sonderbar erscheinen wollte, daß die Frau eines Millionärs die Stelle der Wirtin am Büfett versah, so war er doch augenblicklich fest überzeugt, vor niemand anderem als vor der Herrin des Hauses zu stehen.

Sie trug ein dunkelblaues, hochgeschlossenes Atlaskleid und eine zierliche Schleife von gesticktem Tüll, mit einer blumenförmigen Brillantbroche besetzt.

Ihr Gesichtsausdruck war nun herb, grausam überlegen, nicht im geringsten ermunternd oder bereitwillig. Während ihre freien Blicke die eingeschüchterte Gestalt streiften, erschlafften seine Muskeln vollends. Es ward ihm ähnlich zumute, wie einmal im Knabenalter, als er die Stapselle eines Nonnenklosters betrat und die Nonnen das Kyrie eleison singen hörte, ohne daß er sie sehen konnte.

Damals hatte das Geheimnisvolle, Schwerenütige, Weltentrierte des Gesangs seine Sinne verschleiert, eine ermattende Angst vor der Welt gar lange auf ihm gelastet und dazu noch ein Zehnen voll schmerzlicher Melancholie: die Sehnsucht nach anbetender, weichevoller Daseins-erfüllung; ein einziger traumhafter Wunsch, den Gottesfrauen zu dienen, ihre Kleider und Reliquien zu betasten, zu küssen, und ganz im Bann ihrer reinen Seelen aufzuwachen.

So empfand er auch jetzt, im deutlichen Gefühl der abweisenden Haltung des großen schönen Weibes, eine wunderliche Mattigkeit an Körper und Seele, — einen hilflosen Unterwerfungsdrang, das demütige Verlangen, sie Mutter nennen zu dürfen.

Frau Klara schien nach einigem Verweilen sympathischer berührt von seinem Wesen, denn sie erkundigte sich nochmals und wohlwollend: „Was betrifft es eigentlich? Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben?“

„Es ist wegen der Sekretärstelle,“ sagte Martin, ihren Blick aushaltend, den er einzutauen vermeinte.

Sie kam verwundert einen Schritt näher und legte die Arme auf den Büfettahmen.

„Weshalb sagen Sie? Ich verstehe nicht.“

„Im Tagblatt . . . heute morgen — —“ der Jüngling fürchtete schwindlig zu werden — „es heißt, bei Herrn Maag, zur „Goldenen Sichel“, Diegenchaftsagentur“ — überhastete er sich, ohne den einfachen Zusammenhang greifen zu können. Sie hatte die Zeitung schnell bei der Hand, ließ sich das Inserat von ihm zeigen und las mit Erstaunen.

„Mein Mann hat mir davon keine Silbe gesagt,“ erklärte sie dann und setzte erobert hinzu: „Wie steht man nun da vor den Leuten! So eine Ordnung haben wir nämlich hier!“

Die an sich harmlose Entrüstung riß bei Martin eine ganze Flut von Eingebungen mit. Aus den mißbilligenden Worten war zu schließen, daß zwischen den reichen Eheleuten kein schönes Einvernehmen herrschte. Ohne zu wissen weshalb, war ihm dies gerade lieb. Es schien überhaupt das Beste, dieser Frau so viel Zutrauen und Interesse abzurufen, als die Stunde irgend gewähren würde.

Er ließ den Blick endlich auf ihrer vollen Büste ruhen und verspürte dabei andauernd die wohlige Mattigkeit.

„Ich dachte mir, die Stellung würde gut für mich passen. Und du bist ich gekommen, trotzdem's eigentlich nicht gewünscht wird, um —“ er überwand die letzte Scheu und schaute nun mit einer herzerfreuenden, bittenden Offenheit in ihre staunenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

## Liebesleben in der Pflanzenwelt.

Von Hermann Krafft.

**Z**wei Wege sind es, welche im Pflanzenreiche die Fortpflanzung zu wandeln vermag: der geschlechtliche und der ungeschlechtliche. Gar mannigfaltig sind jedoch die Möglichkeiten, welche auf diesen Wegen zum Ziele führen. Am anziehendsten sind unstreitig die im Gefolge der Fortpflanzung sich zeigenden Erscheinungen bei den auf der niedersten und bei den auf der höchsten Entwicklungsstufe stehenden Pflanzen. Auf diese Momente wollen wir darinn auch unser Hauptaugenmerk richten, ohne dabei die ganze Stufenleiter, welche sich zwischen den gedachten Extremen ausdehnt, vollständig zu übergehen.

Ein warmer sonniger Frühlingstag hat uns hinausgelockt ins Freie, ein kleiner Tümpel ist das Ziel unserer Wanderung, an dem wir unseren mitgebrachten Beobachtungsapparat, ein Mikroskop mit möglichst starker Vergrößerung, aufstellen. Ein Wassertropfen um den anderen wird aus dem Tümpel auf das Objektglas gebracht, und die wechselreiche Fülle der Wilder, welche sich unserem Auge durch das Okular des Mikroskopes darbietet, kann uns stundenlang fesseln.

Fast unendlich an Zahl erscheinen die Variationen, unter denen wir das Liebesleben bei den Algen sich hier vollziehen sehen. Es ist zunächst ein wirres Durcheinander langgestreckter oder wiederholt gebrochener Fäden von grüner und brauner Färbung, was wir im Mikroskop erblicken, das sind die Fadenalgen, die dem Wasser des Tümpels seine grüne oder braune Farbe verleihen, je nachdem die eine oder andere Art vorwiegt. Hat das Auge sich erst an dieses Bild gewöhnt, so werden in dem farbigen Gewirr eine Menge anderer kleinerer Gebilde bemerkt, bald Scheibe, bald Kugel, bald Stäbchen, bald eine unförmliche Masse, kurzum die mannigfaltigsten Formen bieten sich dem Auge dar. Manche dieser kleinen Gestalten schweben frei an ihrem Plätzchen, andere fluten bedächtig hin und her und nicht wenige tummeln sich in ausgelassener Weise im Wassertropfen herum, schießen bald hier, bald dorthin, vorwärts, rückwärts, nach links, nach rechts, nach oben, nach unten -- ist das eine lustige Welt in einem so unscheinbaren Wassertropfen!

Wir richten unser Augenmerk auf die ruhigeren Elemente der kleinen Welt, scheibenförmige Gebilde, die wir als Schwestern der langen grünen oder braunen Fäden anzusehen haben. Es sind einzellige Algen, die sich von ihren größeren Schwestern zunächst dadurch unterscheiden, daß sie nur aus einer einzigen Zelle bestehen, während bei den Fadenalgen Zelle um Zelle zu einem langen Faden aneinander gereiht sind. Bei eben diesen einzelligen Algen begegnen wir den einfachsten Formen ungeschlechtlicher Fortpflanzung. Der Inhalt eines solchen Lebewesens teilt sich in zwei oder mehrere Teile. Ein jedes dieser Teile treibt sich ein Weilchen unruhig im Wassertropfen umher und ist bald zu einem vollständigen Algenindividuum ausgewachsen. Der Teilungsprozeß kann aufs neue beginnen. Mit welcher Schnelligkeit diese Vermehrung vor sich geht, davon können wir uns leicht selbst überzeugen, wenn wir ein paar Tropfen aus dem Wassertümpel in ein Glas reines Leitungswasser bringen und dieses vor dem sonnenbeschienenen Fenster aufstellen. Bringen wir unmittelbar nach Fertigstellung des Versuchsobjekts einen Tropfen Wasser aus dem Glase unter das Mikroskop, so muß es schon ein besonderer Glücksumstand sein, wenn wir eine der Algen zu schauen bekommen. Am folgenden Tage ist aber bereits die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Algen unter dem Mikroskop gefunden werden. Nach etlichen Tagen, je nach dem Verhältnis zwischen Wassertropfen aus

dem Tümpel und dem reinen Leitungswasser, wird jeder Wassertropfen aus dem Glase uns ein ähnliches Bild zeigen, wie das Wasser des Tümpels selbst.

Nicht nur der einfache Teilungsprozeß sorgt für eine schnelle Vermehrung, auch andere Formen der Fortpflanzung lassen sich unter dem Mikroskop verfolgen. Da sehen wir an einem zierlichen, aus aneinander gereihten Zellen aufgebauten Algenfaden eine Zelle aufbrechen und den Plasmahalt hervortreten. Die Schwärm-spore, so hat die Wissenschaft diesen ausgetretenen Zelleninhalt genannt, trägt an einem Ende seine Fädchen, sogenannte Wimpern oder Cilien. Diese Schwärm-spore treibt sich ein Weilchen im Wasser umher, bis sie auf einen geeigneten Nährboden stößt und auf diesem anhaftet. Jetzt beginnt sie zu wachsen, indem sie durch fortgesetzte Streckung und Teilung der Zelle bald einen neuen Faden bildet. Wie schnell sich hier das Wachstum vollzieht, davon wissen zu ihrem großen Leidwesen Aquaristenbesitzer ein Liedchen zu singen -- kaum sind die Scheiben eines Aquariums von dem grünen, schleimigen Ueberzug befreit, so zeigt sich auch schon neuer Anflug, der nach wenigen Tagen zu der alten Stärke ausgebildet ist. Diese schleimige Masse besteht zur Hauptsache aus Fadenalgen.

Diese Fadenalgen zeigen uns auch die ersten Anfänge einer geschlechtlichen Vermehrung. Was wir seither beobachteten, müssen wir als ungeschlechtliche Fortpflanzung ansehen. Unter dem Mikroskop bemerken wir zwei eng aneinander geschmiegte Fäden einer Fadenalgenart. Wir können deutlich verfolgen, wie zwei gegenüberliegende Zellen der beiden Fäden an der Berührungsstelle aufbrechen, und sehen den Inhalt der einen Zelle in die andere überwandern. Beider Zellen Inhalt verschmilzt nun zu einem Wesen, das alsbald aus der Zelle austritt und als Tochterspore im Wasser umherschwimmt, bis ein günstiger Ankerplatz gefunden ist. Hier wächst sodann der Keim zu einem neuen Faden heran.

Weit ausgeprägter begegnet uns die geschlechtliche Vermehrung bei einer anderen Fadenalge. Da bricht an einem Faden eine Zelle auf: hervor tritt ein ganzes Bündel winziger Körperchen, jedes einzelne mit zwei zierlichen Wimpern versehen. Das Bündel löst sich schnell auseinander, und lustig tummeln die Körperchen frei im Wasser umher. Da sehen wir denn auch, daß jeder einzelne Körper einen kleinen Fleck trägt, das „Auge“. Diese Mikrozoosporen scheinen sich anzuziehen und wieder abzustößen -- es ist ein tändelndes Liebespiel. Plötzlich bemerken wir aber zwei solcher Kugeln aufeinander losstürmen -- wahrlich, sie küssen sich; der Kuß besiegelt auch ihr Schicksal, die Winnezeit hat ihr Ende erreicht. Aus den beiden Kugeln ist ein einziges Wesen geworden, welches sich mit einer Schleimhaut umgibt; die Wimpern werden abgestoßen und der Keim zu einem neuen Lebewesen ist geworden. Derselbe Vorgang spielt sich auch bei anderen Algenarten ab, nur mit dem Unterschiede, daß dann die kopulierenden Plasmakörperchen aus verschiedenen Zellen desselben Algenfadens oder gar von verschiedenen Algenfäden stammen.

Noch ausgeprägter tritt die geschlechtliche Fortpflanzung bei den schon viel höher organisierten Kugelalgen zutage, denn hier lassen sich gewissermaßen besondere Geschlechtsorgane unterscheiden. Als weibliche Organe finden wir verhältnismäßig große, meist ruhende Eizellen, während sich der Inhalt der männlichen Organe aus vielen kleineren, aber eine lebhaftere Bewegung verratenden Zellen zusammensetzt, welche im Reifestadium aus ihrer Hülle ausschlüpfen, um in die weiblichen Organe einzudringen, wofür selbst durch Verschmelzung mit der Eizelle diese befruchtet wird. Bei etlichen Kugelalgen sind

männliche und weibliche Organe auf einer Pflanze vertreten, während bei anderen die Geschlechter auf verschiedene Individuen verteilt sind.

Bei diesen Kugelalgen kommen geschlechtliche und ungeschlechtliche Vermehrung noch nebeneinander vor. Das läßt sich kaum besser als bei *Volvox globator* demonstrieren. Diese Kugelalge ist in Wassertümpeln recht häufig anzutreffen, sie erreicht eine für die niederen Algen relative Größe, wird sie doch bis 1 Millimeter groß. Sie ist leicht unter dem Mikroskop zu beobachten und zeigt sich hier als eine im Wasser frei umherrollende Kugel, in deren Innern wir eine Anzahl kleinerer Kugeln bemerken, und wenn wir ganz scharf hinschauen, so finden wir in diesen Kugeln wiederum noch kleinere Kugeln eingebettet. „Großmutter, Mutter und Kind, in einer Kugel beisammen sind,“ oder wissenschaftlich gesprochen: es sind drei aufeinander folgende, durch ungeschlechtliche Teilung entstandene Generationen, die wir zu einer Kolonie vereinigt sehen. Hat die zweite Generation ein gewisses Reifestadium erreicht, so löst sich die alte Kugelalge auf und läßt die Tochterfamilien mit den eingekapselten Entleeren zu selbständigen Wesen werden.

Die geschlechtliche Vermehrung bei den Kugelalgen erfolgt derartig, daß sich bestimmte Zellen zu weiblichen, andere wieder zu männlichen Organen umformen, die sich durch die bereits ange deuteten Merkmale unterscheiden. Sind beide Organe in einer Kugelalge vereinigt, so erfolgt die Verschmelzung brüderlich auch innerhalb dieser Kugel. Anderenfalls treten die männlichen Organe aus ihrer Kugel aus, suchen eine andere Kugel auf, in welcher nur weibliche Eizellen eingebettet sind, und dringen dann in diese Kugel ein, sodas die Verschmelzung abermals in einer Kugel erfolgt. Noch ein dritter Fall ist denkbar: sowohl die männlichen als auch die weiblichen Organe treten aus der Mutterkugel aus und vereinigen sich im Wasser, wo sie der Zufall gerade zusammenführt. Stets erstreckt aus der Verschmelzung ein Wesen, das sich mit dreifacher Schale bekleidet, die einen kernförmig geackten Umriss bekommt. Diese neugebildeten Kugeln füllen sich mit Vorratsstoffen, machen als Dauerformen eine Ruheperiode durch und bilden dann eine neue Kugelalgenfamilie.

Auch bei den Tangen ist ungeschlechtliche und geschlechtliche Fortpflanzung nebeneinander möglich. Erstere erfolgt zumeist durch sogenannte Tetrasporen, die sich aus dem Inhalte bestimmter Zellen bilden und nach Erreichen des Reifestadiums zu einem selbständigen Algenexemplar auswachsen. Bei manchen Meeresalgen erfolgt diese Sporenbildung innerhalb der Zellen, bei anderen wieder außerhalb derselben. Auch jene Vorgänge, die wir bei den Mikrozoosporen der Süßwasseralgen und bei der geschlechtlichen Vermehrung der Kugelalgen beobachteten, wiederholen sich bei den Meeresalgen.

Dann treten aber auch Formen eines Liebeslebens auf, die wesentlich an jene bei den höheren Blütenpflanzen erinnern. So hat der Röhrentang besondere weibliche Organe (Carpogone) auf einer Pflanze und besondere männliche (Antheridien) auf einer anderen, die beide eine gewisse Uebereinstimmung mit den entsprechenden Organen der Blumen höherer Pflanzen aufweisen. Die eigentlichen männlichen Befruchtungskörper (Spermatozoiden) sind wie der Blütenstaub unbeweglich, sie müssen sich der Strömung überlassen, um zu dem Carpogon zu gelangen. Es ist nun beobachtet worden, daß in der Nähe der weiblichen Organe vielfach Glockentierchen oder andere niedere Meerestiere der Pflanze aufsitzen. Diese Tierchen erzeugen durch ihre Bewegungen einen kleinen Strudel, in dessen Bereich die Trichogone sich befindet, jener Teil des weiblichen Organs, der die männlichen Befruchtungskörper aufnehmen soll. In-

folge der anziehenden Bewegungen des Wasserstoffs ist die Aussicht, befruchtet zu werden, für das weibliche Organ eine viel größere, als wenn der Strudel nicht erzeugt würde. Die kleinen Tiere spielen hier mithin gewissermaßen den Liebesboten, was wiederum lebhaft an das Liebesleben der höheren Blumenpflanzen erinnert. Ähnliche Vermehrungserscheinungen, wie sie die Algenfamilie bot, finden wir bei den Pilzen, nur daß wir hier die wechselseitige Mannigfaltigkeit vernichten müssen. Die ungeschlechtliche Fortpflanzung erfolgt durch Teilung, durch Sprossung und Sporenbildung. Die niedrigsten Pilze, die sogenannten Spaltpilze, zu denen so mancher Krankheitserreger, wie der Choleraerreger, der Schwindstichbazillus und andere, dann aber auch so mancher nützliche Pilz, wie der Geseppilz gehören, tragen ihren Namen nach ihrer Vermehrungsart. Durch einfache Teilung oder Spaltung entstehen aus einem einzelligen Individuum zwei Nachkommen, die schnell heranwachsen und spaltungsfähig sind. Hinsichtlich der Schnelligkeit steht diese Fortpflanzung der bei den sich teilenden einzelligen Algen durchaus nichts nach. Der Rekord in der Geschwindigkeit der Nachkommenschaft ist unstrittig manchen niederen Pilzen zuzusprechen, kann es doch ein einzelnes Wesen, günstige Entwicklungsbedingungen vorausgesetzt, innerhalb 24 Stunden zu einer Nachkommenschaft bringen, deren Zahl mit 22 Ziffern geschrieben werden muß. Bei der Sprossung entwickeln gewisse Zellen eigenartige Auswüchse, die sich von der Mutterzelle lösen und zu selbständigen Individuen ausbilden oder aber in Verbindung mit der Mutterzelle bleiben, so daß aus dem ursprünglich nur aus einer oder wenigen Zellen bestehenden Wesen eine ganze Kolonie entsteht.

Die Sporenbildung hat manches gemein mit der Schwärmersporenbildung bei den Algen. Sie ist am häufigsten bei den Schimmelpilzen und bei den Hutpilzen. Die Sporen werden meistens außerhalb der Zellen gebildet und durch einfache Abschürfung von der Mutterpflanze abgetrennt. Wenn wir vom Waldboden so einen Hutpilz auflesen, so sehen wir, daß die Unterseite des Hutes mit vielen herabstehenden blattartigen Gebilden „gesüßert“ ist. Zu den Seiten dieser Blätter bemerken wir schon mit bloßem Auge kleine Erhöhungen, die sich unter dem Mikroskop als Sporen tragende Schläuche auflösen.

Einen neuen geschlechtlichen Vorgang lernen wir bei der Moosfamilie kennen. Hier müssen geschlechtliche und ungeschlechtliche Vermehrung einander ergänzen, ohne das Zusammentreffen beider ist das Fortbestehen der Moose zumeist nicht denkbar. In der bekannten Moosfrucht oder Mooskapsel reifen Sporen heran, welche nach dem Keimen keine eigentliche Moospflanze bilden, sondern zunächst einen Vorkeim oder Protonema hervorrufen. Aus diesem Vorkeim entsteht erst durch Sprossung, also auf ungeschlechtlichem Wege, eine Moospflanze, welche heranwächst und Geschlechtsorgane ausbildet. Diese finden sich entweder auf ein und derselben Pflanze, oder die männlichen Organe sitzen auf einer, die weiblichen Organe auf einer anderen Pflanze. Beide Organe öffnen sich nur nach der Benetzung durch eine Flüssigkeit (Tau oder Regen). Aus den männlichen Antheridien treten die beweglichen Spermatozoiden aus, welche nun im Wassertropfen ein weibliches Archegonium aufsuchen, in dieses eindringen und die Eizelle befruchten. Aus einer solchen befruchteten Eizelle wächst sodann durch einfache Zellteilung jenes Organ hervor, das wir unter dem Namen Moosfrucht kennen und in dessen Kapsel, ebenfalls durch einfache Zellteilung, die Sporen entstehen.

Auch die Farne verdanken ihren Ursprung Sporen, die in den Sporenbehältern oder Sporangien auf der Unterseite der Farnwedel oder auf besonderen Wedeln harrangereift sind. Die

solgenden Farnsporen bilden wie bei den Moosen einen Vorkeim, das Prothallium. Dieser Vorkeim trägt aber im Gegensatz zu dem Vorkeim bei den Moosen Geschlechtsorgane. Aus einer befruchteten Eizelle des Prothalliums geht dann die eigentliche Farnpflanze hervor, welche ihrerseits auf ungeschlechtlichem Wege diejenigen Organe erstehen läßt, in denen sich die Sporen bilden sollen. Je höher die Farne in der Entwicklung stehen, um so mehr wird der Vorkeim reduziert; bei einigen sehr hoch entwickelten Farnen ist derselbe bereits auf wenige Zellen zusammengeschrumpft. Die geschlechtliche und ungeschlechtliche Generation verschmelzen immer mehr und mehr. Ganz verschwunden ist diese Teilung der Arbeit bei der Fortpflanzung aber selbst bei den Blütenpflanzen noch nicht und so leiten Moose und Farne uns denn zu den höher organisierten Blütenpflanzen über.

War es bei den seither behandelten blütenlosen Gewächsen der eigentliche Fortpflanzungsakt selbst, der unser Interesse fesselte, so werden, ganz im Gegensatz hierzu, bei den Blütenpflanzen die begleitenden Nebenumstände uns anziehender erscheinen und dies umso mehr, weil zu deren Beobachtung meist keinerlei Instrumente erforderlich sind. Bei den Blütenpflanzen sitzen männliche und weibliche Organe, dem unbewaffneten Auge sichtbar, entweder in einer Blume beisammen oder sie sind auf verschiedene verteilt. Zur Entstehung eines Keimes für eine neue Blütenpflanze ist erforderlich, daß der Blütenstaub (Pollenkörner) des männlichen Organs (Staubgefäß) auf die Narbe des weiblichen Organs (Stempel) gelangt. Der Blütenstaub wächst durch die Narbe in das Innere des Stempels hinein und läßt seinen Inhalt mit dem Inhalt einer Samenknope verschmelzen, aus welcher Vereinigung dann das Samenkorn hervorgeht, welches nach vollzogener Reife eine neue Pflanze hervorzubringen vermag.

Da die Vereinigung beider Geschlechter die Grundbedingung für die Fortpflanzung ist, so könnte man annehmen, daß die Vereinigung nur da schwierig sei, wo die verschiedenen Geschlechter auf verschiedene Blumen oder gar auf verschiedene Pflanzen verteilt sind. Das gerade Gegenteil ist der Fall! Bei den eingeschlechtlichen Pflanzen vollzieht sich die Vereinigung der beiden Geschlechter, die Begattung (nicht die Befruchtung, wie fälschlich die äußerliche Vereinigung der Organe genannt wird; die Befruchtung erfolgt erst im Innern des Fruchtknotens, jenes Teiles des Stempels, der die Samenknope umschließt) meist am einfachsten, während bei den Zwitterblüten die Sache komplizierter wird, da bei der großen Mehrzahl der Blütenpflanzen eine Fremdbestäubung notwendig ist, das heißt, daß die Vereinigung der Geschlechter aus verschiedenen Blumen angestrebt wird. Diese Fremdbegattung herbeizuführen und die Selbstbestäubung zu verhindern oder erst dann eintreten zu lassen, wenn alle Aussicht auf eine Fremdbestäubung vorüber ist, hat die Natur die Blumen in raffiniertester Weise mit allerlei Einrichtungen und Vorkehrungen ausgestattet, über die wir nicht genug erstaunen können. Eine Reihe dieser eigenartigen Vorkehrungen mag im folgenden näher geschildert werden, wobei vorwiegend jener gedacht ist, die bei den Blumen unserer Gärten und Felder leicht nachbeobachtet werden können. Wer erst einmal einige Blicke in das Liebesleben im Blütenreiche geworfen hat und wer es lernt, dabei zu beobachten, der wird auch bei manchen anderen, hier nicht näher erwähnten Pflanzen ähnliche Erscheinungen selbst auffinden können.

Es wurde bereits erwähnt, daß bei den eingeschlechtlichen Pflanzen die Vereinigung beider Geschlechter meist recht einfach vonstatten geht. Da ist beispielsweise die Lärche, dann die Fichte und die Kiefer, die hier ein Beispiel abgeben mögen.

(Fortsetzung folgt.)

## Von Berlin nach Irkutsk.

Eine Reiseerinnerung von Hermine Heide.

In Berlin traf ich meine Reisegefährten, zwei Sibirjalen, Bruder und Schwester, mit denen zusammen ich für so manches Semester Altheidelbergs Universitätsbänke gedreht. Der Zug war schon im Rollen, als man unsere Koffer hineinschob. Jeder Platz besetzt. Wir richteten es uns denn auf unserem Gepäckhaufen so bequem wie möglich zum Schlafen ein. Bei der Villettevision um zwei Uhr nachts machten wir die Entdeckung, daß wir im falschen Zug saßen.

Die Götter waren uns gnädig — obgleich nicht bis ans Ende: den richtigen Zug erreichten wir; aber er war mit polnischen Juden und Polen angefüllt, die sich zur Nachtruhe der Stiefel entledigt hatten. Ueber all die besetzten Beine, die die Korridore verbarrikadierten, mußten unsere anderthalb Dugend Koffer und Körbe hinüberbalanciert werden. Einer hat ein Bein gestellt — da sank der Koffer mit dem Studenten auf sein anderes. Bevor er sich jedoch die Augen wachgerieben und sein Schimpfen artikuliert wurde, wackelten wir drei schon mit den Köpfen, als ob wir seit gestern abend hier träumend säßen.

Einer war im Zug, der schlief nicht. Er hatte auch kein Gepäck und keinen festen Platz, sondern schnüffelte überall herum. Er wurde besonders lebendig, als man in den frühen Morgenstunden sich für die Zollstation her richtete, — sich und sein Gepäck. Zwei setzten Polkissen, die das Coupé mit uns teilten, setzten ihre besten Federhüte auf und zwangen ihre Finger in funkelnagelneue Glacés; sie wollten offenbar den allerbesten Eindruck bei der Zollbehörde machen.

Ich pfropfte meine Taschen voll mit den sozialistischen und revolutionären Papieren und Briefen meiner Gefährten, da ich als Ausländerin vor der körperlichen Untersuchung sicher war. Ein wertvolles Buch über die revolutionäre Bewegung in Rußland warf der Student zum Fenster hinaus. Ich weigerte mich, dasselbe mit einem Klembändchen — Kennans „Sibirische Gefängnisse“ — zu tun, aus purem Weiz, und steckte es in meine Reisetasche. Dann gab der Student noch seiner Schwester und mir eine Adresse in Warschau und Verhaltensmaßregeln, im Falle er gleich auf der Grenze in Verwahr genommen würde, denn er stat bei der Polizei stark in der Freide.

Aufblickend gewahrten wir den Mann ohne Gepäck unter der Tür unseres Abteils stehen.

Eine Station vor der Grenze wurden die Waggons abgesperrt und mit Polizei besetzt. Zwei bis an die Zähne bewaffnete Gendarmen nahmen die Pässe ab. In Alexandrowo wurden die Reisenden aus den Wagen gejagt. Stationsarbeiter in weißen Leinenanzügen stürzten sich wie Geier auf das Gepäck und schleppten es zum Zollgebäude. An allen Eingängen saßen und standen, so harmlos wie möglich, spionierende Polizeibeamte in Zivil. Man redete vom Wetter und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, zum Zeichen, daß man ein leichtes Gewissen und nichts zu schuldigem hatte.

Der Zollfisch war von Polizei umzingelt. Keine Bewegung war unbewacht. Eine Atmosphäre von Furcht und Bedrückung, die einem fast den Atem nahm.

Das Gepäck wurde ausschließlich von den Beamten gehandhabt. Man hatte nur die Schlüssel herzugeben; und meine steckten mit Kennan in der Reisetasche! In welche Ecke flichteten, um sie herauszunehmen?

„Njemka“ — „Eine Deutsche!“. Und man ließ Nachsicht walten. Als die Riemen schon wieder zugeschnürt wurden, fielen aus der Rolle mit

dem Bettzeug zwei Novellen, von Tolstoi und Garschin. „Zensur!“ schnarrte der Oberbeamte, während sein Vertrauen getäuscht zu sehen. Serbeilebende Polizeibeamte blickten misstrauisch von den Büchern auf mich und herrschten mich nach Namen und Adresse an. Und konfisziert wurden sie, die zwei unschuldigen, noch unaufgeschnittenen Novellen, die man in jeder Stationsbuchhandlung des heiligen russischen

Reiches öffentlich feilbietet. Mein sämtliches Gepäck wurde einer nochmaligen verschärften Inspektion unterworfen, jedes Buch nach seinem Titelblatt aufgeschlagen, die Briefmappe

durchstöbert, die stoffen-überzogene geöffnet, die Bettdecken geschüttelt. Die nagelneuen Kleider, die noch nicht gewaschenen Wäschestücke, Skennan und die in meine „sichere“ Obhut gegebenen lebensgefähr-

lichen Briefe und Papiere tanzten einen wilden Reigen vor meinen flimmernden Augen. Mein Begleiter lächelte mir unbesorgt zu — sein Lächeln verzerrte sich zum Grinsen. Ich schielte nach der Tür, wo sie, je

zwischen zwei Gendarmen und nach Geschlechtern getrennt, zur körperlichen Untersuchung abgeführt wurden. War's möglich? Hatte die Wut blind gemacht?

Ihre ganze Beute bestand aus einem nichtigen Reiseroman und — einem Kommerzbuch. — Weiter wanderte der Oberbeamte mit der Habichtsnase und den zwinfernden Spionenauglein.

Seine krächzende Stimme regierte das Gesumme. Von Zeit zu Zeit sank wie ein

Sammerschlag das Wort „Zensur!“ herab, von augenblicklichem Schweigen gefolgt. Haufen von Büchern, schuldige und unschuldige, wurden konfisziert. Man hörte Einwände erheben, weibliches Gejammer — abgeschnitten von einem nachdrücklicheren, drohenden „Zensur!“

Auf einem benachbarten Tisch lagen bunt durcheinander die beschlagnahmten Bücher und die zu verzollenden Gegenstände. Die letzteren, Wäsche, Kleider, Kunstgegenstände, wurden zusammen auf die Wagschale gelegt und nach dem

Gewicht bezahlt. Die Kasse war gleich daneben und von bewaffneten Polizisten umlagert — zum Anspornen.

An einem anderen Bureau wurde man einem eingehenden Vergleich mit seinem eigenen Paß unterzogen, bevor man ihn zurückerhielt. Jrgendwo wurden die Personalien der Verdächtigen den russischen Polizeiarchiven einverleibt. Gerade wurden die Koffer meines Beglei-

ter aushandelt. Einen Moment zuckte seine Faust — der Offizier erbleichte. Eine Horde Gendarmen stürzte mit gezogenem Säbel herbei. Schweigend wandte sich der Polizeichef zum Gehen.

Bei unseren zwei fetten Polinnen wurde eine vollständige Babyausstattung zutage gefördert. Umsonst die wehenden Federn, die fleckenlosen Glacés; auch für sie öffnete sich die ominöse Seitentür und als normal schlauke

Damen kamen sie wieder zum Vorschein, heulend, schwörend, kein Geld zu haben, die Babyausstattung verfluchend. . . Doch da thronte, allein auf weiter Flur, mein großer Storb, ungeöffnet und vergessen. Der Zug sollte in zwei Minuten abfahren. Da plötzlich erkannte seine

Chaunen ein großer semmelblonder Bursche. Ihm eine irgendwo aufgelesene Zollmarke aufpappend, hob er den Storb auf seine Schulter, und trug ihn wie ein Sieger zum Tor hinaus. Dieses Wild triumphierender

Schnuggerei ließ mich den Blick noch einmal zu den Polinnen mit der Babyausstattung zurückwenden. Die standen mit ihren zurückgehaltenen Koffern ein Schauspiel des Glends, die Straußensfederhüte ver-

zweifelt im Nacken. Im Zug, da lachte ich, lachte ich! Wobei die endlich befreite Nerven spannung sich in friedvollen Tränen die Waden hinab Weg machten. „Vergreifen Sie jetzt, warum die Russen ein so nervöses Volk sind?“ fragte der Student. Und da er sich bückte, seinen Koffer unter die Bank zu

schieben, fiel aus der Tasche seines Rockschwanzes eine Broschüre mit der Flammenschrift Anarch. . .

An die hatte er gar nicht gedacht.

Was mir in Warschau zuerst auffiel, war der prunkvolle offizielle Empfang einer Polizeiabteilung und das in dumpfer Empörung zuschauende Volk.

Auf dem sonnendurchstrahlten, sandigen Platz vor dem Bahnhof bewegte sich eine Armee von



Das Kreuz am Wege. Aufnahme nach dem Leben von A. Erdmann.

ters geöffnet. Aus den Tiefen des ersten hoben sie, wie einen Schatz, einen ganzen Stoß wertvoller jüdischer Bücher und Kunstblätter. Dem zweiten entnahmen sie fast alle Wäsche, zum größten Teil gar nicht neu und zollpflichtig. Dafür sollte er dreißig Rubel bezahlen — die Bücher hatte er zum letztenmal gesehen. Er weigerte sich entschieden, bezog sich aufs Gesetz, schalt, schimpfte. . . „Sie Jud', Sie gehören nach Michineff!“ schrie und spie ihm der Polizeioberste ins Gesicht. Der Student



## Hans, der Blinde.

Eine heitere Erzählung von E. Preczang.

Man kann zwar nicht sagen, daß die alten Hülse es sich vom Munde abdarbten, um ihren Sohn Hans in die hohe Schule schicken zu können. Aber gewisse Einschränkungen mußten sie sich doch auferlegen. Mit ihrer kleinen Landwirtschaft, die in der Regel nur einen Knecht und eine Magd beschäftigte, waren keine Reichtümer zu erwerben. Wie leicht hatten es dagegen die „Studierten“ und überhaupt die „Federführer“ in der Stadt! Denen flossen Riesengehälter für das „bißchen Schreiberlei“ zu. Na, Arbeit konnte man es doch nicht nennen! Arbeit — das war doch ganz etwas Anderes: wenn die Knochen knackten und einem der Schweiß wie in Wasserfällen den Rücken hinabsprang! Von dieser Arbeit wußten die alten Hülse ein Lied zu singen. Und nun sollte auch der Sohn — ? Ne, das durfte dem Hans nicht passieren. Hans mußte ein Studierter, ein Doktor werden!

Hans machte sich aus dieser ehrenvollen Zusage wenig genug. Er lief lieber barfuß auf dem Lande herum, als in Stulpenstiefeln auf dem Stadtpflaster. Und wenn es sich darum handelte, Wurzeln zu ziehen, so zog er die Kohlrüben auf dem Acker den Quadratwurzeln in der Mathematik entschieden vor. Sein Hirn sträubte sich gegen die Belastung mit „totem Formelkraut“. Während sein Siphfleisch auf den Schulbänken ungeduldig hin- und herrückte, weideten die Gedanken auf den grünen, schimmernden Wiesen der Heimat. Seine Seele dürstete nach einem Mitt auf dem jüngsten Bond des väterlichen Stalles, aber sie blieb ungerührt den Vorbeeren gegenüber, die die alma mater zu vergeben hat. Hans war nicht faul. Keineswegs. Er lernte zuweilen mit einer wahren Wut, schwitzte dabei sogar wie sein Alter auf dem Felde, aber — durch die Examina fiel er doch. Mit eiserner Konsequenz.

Für die alten opferfertigen Eltern waren das harte Schläge. Hans kriegte böse Worte zu hören. Unter den Alten selbst, die eine lange eintätige Ehe hinter sich hatten, führten jene Mißerfolge zu unerquicklichen Auseinandersetzungen. Jeder schob die Schuld an der widerstrebenden Geistesrichtung Hansens dem anderen zu, ohne die wirkliche Klippe zu finden, an denen ihre liebsten Wünsche gescheitert waren.

Hans kam nach „abgeschlossenem Studium“ auf das Bürgermeisteramt der dem heimatischen Dorfe am nächsten gelegenen Provinzialstadt. Abermals gegen seinen Willen. Er hatte den Vater gebeten, ihn in seiner Wirtschaft zu verwenden. Der schlug's rundweg ab. Er wolle, sagte er, all das viele Geld für's Studieren wenigstens nicht ganz umsonst ausgegeben haben. Hans war ein folgsamer Sohn und fügte sich. Aber er haßte Tinte, Feder und Schreibpapier wie den Teufel und rührte diese Dinge nicht öfter als absolut notwendig an. Er brachte es fertig, an einer Aktenseite drei Tage zu schreiben, was ihm die Achtung seiner weniger fähigen Kollegen eintrug. Trotzdem er inzwischen ein Vierteljahrhundert auf seinen Rücken geladen, träumte Hans noch immer an seinem Buske von den fetten, schimmernden Wiesen der Heimat. Den Bond-Mitt hatte er aufgegeben; dafür sah er sich hinterm Pfluge schreiten, den „Hakensturz“ in der Hand; die Blicke wanderten über die duftenden Felder bis zum Horizont, und die Brust waltete auf und nieder in dem Bemühen, recht viel der erquickenden Luft einzufangen. Bis ihm eine Wolke Tabakrauch aus der Pfeife eines Kollegen unter die Nase quoll. Dann sagte er: „Pfui Teufel!“ und riß das Fenster auf. Mitten im Winter. Da gab's ein Gallo unter den übrigen, die in jedem frischen

Luftzug die Bakterien eines schnellen Todes hereinschwimmen sahen.

Unter solchen Umständen, in ungeliebter Arbeit und häufigem Hader, brachte es Hans bis auf drei Jahrzehnte seines Lebens. Da trat eine plötzliche Wendung in seinem Schicksal ein: die Eltern starben — beide innerhalb vierundzwanzig Stunden. So eng waren sie mit einander verwachsen gewesen, daß, als Vater Hülse am Morgen in seinem Lehnstuhl hinüber gegangen, Mutter Hülse sich sofort zu Bett legen mußte, sagte: „Nun sterb' ich auch“ — und dieses Wort schon um die folgende Mitternacht wahr machte.

Hans war fassungslos in seinem Schmerz. Er wußte nicht aus noch ein. Aber da war eine Tante in der Stadt, bei der er gewohnt hatte: Tante Mamann mit einer jezt fünfzehnjährigen Tochter Lisa, die nahm mit bewusster Energie die den alten Hülse entfallenen Biegel in ihre kräftige Hand und fuhr den Wagen im allen Gleise weiter. Sie war selber vom Lande und erst seit einigen Jahren in der Stadt, weil sie Witwe geworden.

Hans atmete auf. Lisa jubelte. Mit dieser hatte man ähnlich experimentiert wie mit Hans. Jetzt warf sie Musikmappe und Schularbeiten mit Wonne in die Ecke, vertiefte sich als freiwillige Assistentin der Magd in die Geheimnisse landwirtschaftlicher Milchgewinnung, kletterte gelegentlich wieder auf die Bäume und schmiß Nachbars Kurl mit Pfäulen.

Alles ging gut. Tante Mamann war froh, wieder einen rechten Wirkungskreis zu haben und gab ihre städtische Wohnung ganz auf. Das brachte freilich für Hans einige Unbequemlichkeiten mit sich, und am liebsten wäre auch er ganz aus den engen Häuserreihen geflohen. Aber es war gerade Winterszeit und Tante Mamann fragte ihn, ob er sich zu pensionieren und auf die Bärenhaut zu legen dächte. Darauf wußte Hans nichts zu antworten und kopierte die Akten im Amt der Bürgermeisterei weiter. Nur, daß er jezt zu einer Seite oft vier Tage gebrauchte.

Aber dann kam doch der Tag, der einmal kommen mußte: der Tag der Befreiung von Tinte, Feder, Schreibpapier. Im folgenden Vorfrühling war's: so im Anfange des März. Der Ofen glühte noch im Bureau — und die obere Hälfte des Zimmers gleich einer blauen, undurchsichtigen Wolkenschicht. Die Sonne kam um den Kirchturm herum, überquerte mit ihren Strahlen den Marktplatz und kitzelte Hans an der Schläfe. Er legte sofort die Feder hin und öffnete das Fenster. In blauen Ringen zog der Dampf hinaus, in lauen Wellen flutete Sonne und Luft herein.

Es gab den üblichen Skandal. Der Bürgermeister kam hinzu, verhörte die Streitenden und Hans erhielt Unrecht. Als eine „unverantwortliche Verschwendung städtischer Mittel“ bezeichnete das Oberhaupt der Stadt den Kohlenverbrauch bei geöffnetem Fenster.

Kerger und Born tobten so stark in Hansens Brust, daß er es in der Mittagspause unterließ, in seiner Stammsuppe zu speisen. Er ging in sein Wohnzimmer, stellte sich vor den Spiegel und monologisierte ganz laut: „Bin ich nicht ein Esel? Kann ich nicht Luft haben soviel ich will? Warum, zum Kuckuck, gehe ich nicht nach Hans, züchte Gänse und pflanze Kartoffeln?“

Und weil Hans eine konsequente Natur, ging er um drei Uhr stracks zum Bürgermeister hinein und erbat seinen kündigungsfreien Abschied. Das Haupt der Stadt hatte vortrefflich zu Mittag gespeist und befand sich in einer dementsprechend guten Laune. Es nahm den Au-

trag Hansens mit Humor auf und hielt eine längere Rede, worin die „Mühsicht auf das gemeine Wohl“ die Hauptrolle spielte. Es sei nicht böse gemeint gewesen und Hans werde als ein tüchtiger Arbeiter von ihm geschätzt. Aber Hans erwiderte, nicht dieser Einzelfall veranlasse allein sein Besuch, vielmehr ginge seine ganze Neigung nach einer anderen Beschäftigung.

Sie redeten noch eine ganze Stunde hin und her, bis endlich der Bürgermeister sagte: „Wenn Sie durchaus wollen, Herr Hülse — gut, dann will ich Ihnen nichts in den Weg legen. Gehen Sie heute, gehen Sie morgen; mir soll es recht sein. Ich wünsche Ihnen viel Glück auf Ihrem ferneren Lebenswege.“

„Danke schön!“ Hans machte die Tür schon von draußen zu, eilte pfeifend in seine Wohnung und begann zu packen.

Tante Mamann machte große Augen, als wenige Tage später ein Wagen vorfuhr und nicht nur die paar Habseligkeiten Hansens, sondern auch diesen selbst abland. Ganz verwandelt trat er ins Haus, warf seinen Hut in die Luft und rief: „Ach bleib' da! Ach bleib' da!“

Die Tante fand zunächst keine Worte. Desto mehr ihre Tochter Lisa. Die hüpfte vor Freude, lachte und rief:

„Nu, das ist fein! Nu, das ist fein! Da hab ich doch einen zum Spielen! Immer die Stabe — immer den Hund, — immer die Kühe — das mag ich auch nicht. Und Nachbars Kurl ist ein Schafskopf. Western wollte er sogar einen Kuss von mir haben, — am Brunnen! Ich spülte gerade einen Topf aus. Der war voll Wasser. Das hab ich ihm auf die Nase gegossen! Du mußt ihn mal verbanen, Hans.“

„Na,“ sagte Hans lachend, „so wollen wir die Nachbarschaft doch nicht einweihen. Aber hier bleib ich, das steht fest.“

„Na.“ Tante Mamann war sehr bedenklich. „Geht denn das? Was verstehst Du von der Landwirtschaft?“

„Ach zeig' ihm schon,“ tröstete Lisa.

„Na, Du!“ Hans hob sie vom Boden auf. „Du wirst schon, Du Kleine. Aber es wird sich alles finden, Tante. Lust hab ich dazu und Kraft auch. Und einiges steckt noch von früher im Schädel.“

„Na.“ Tante Mamann war anscheinend gar nicht entzückt. „Du bist ja schließlich der Herr hier. Aber was Du eigentlich machen willst, das möchte ich doch gern wissen.“ Und weil Hans nicht gleich antwortete, sondern die fröhlichen Wicke sorglos in allen Winkeln umherscheitern ließ, nahm sie noch einmal einen energischen Anlauf: „Wirklich, Hans! Was gedenkst Du eigentlich hier zu tun?“

„Was? Gleichviel. Arbeiten! Kartoffeln pflanzen, Dünger fahren, pflügen, Korn jäen — mir ist's ganz schnuppe!“

„Das wird ja dann eine schöne Ernte geben.“

Hans wollte es nicht hören. „Alles will ich tun. Nur nicht schreiben! Zum Teufel mit allen Tintenfassern der Welt! Lisa! Ich erenne Dich feierlichst zu meinem Sekretär.“

„Und was krieg' ich?“

„Alle Weihnacht eine Pfundbütte voll Bonbons.“

„Aber wirklich ein ganzes Pfund!“ Sie hielt eilig die Hand hin.

Er schlug lachend ein und begann zu singen. Lisa hing sich an seinen Arm und sang mit. Und Tante Mamann schüttelte den Kopf und sagte nur: „Hokusfokus! — Na, Du bist ja schließlich der Herr hier.“ — (Fortsetzung folgt)

